

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 21 (1935)
Heft: 14: Erziehung und Schule in der Not der Zeit II.

Artikel: Zur Vorbereitung des Aufsatzes
Autor: Bächtiger, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-539704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

arbeiten werden? c) Stellung im Leben (Stand, Rang), die Sie inne haben werden? d) der Lohn (der Gehalt)? e) sonst noch ein Grund? f) Was gefällt Ihnen am meisten? 6. Was missfällt Ihnen an dem gewählten Berufe? 7. Welches waren Ihre Lieblingsfächer in der

Schule? 8. Welches waren die Ihnen unbeliebten Fächer? 9. Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit? 10. Erinnern Sie sich, was Sie als Kind werden wollten? 11. Was möchten Sie im Leben erreichen?

Volksschule

Zur Vorbereitung des Aufsatzes *

Das Beobachten — natürlich auch das in andern Fächern Gelernte — vermittelt den Gedankeninhalt.

Das Lesen — die Lektüre — vermittelt die Form.

Das Ueben bringt die Fertigkeit.

Man legt bei einem Aufsatz Wert auf einen geordneten Gedankengang. (Logischer Zusammenhang.) Diese Forderung ruft der Disposition. Es ist sehr zu empfehlen, der Klasse kurze, gute Aufsätze, die sich in neuen und alten Schulbüchern und in der übrigen Literatur leicht entdecken lassen, vorzulesen und die Schüler den Gedankengang durch eine Reihe Merkwörter festzuhalten und herzagen zu lassen. Es kann dabei ein anregender Wetteifer unter den Schülern, das Richtige zu finden, entwickelt werden.

Eine weitere Uebung ist, bei solchen Uebungsstücken, die man vorliest, Sache und Tätigkeit auseinander zu halten.

Man lässt die Sachen und Dinge,

die vorkommen, nennen und sorgt dafür, dass das Bild des einzelnen Gegenstandes klar und scharf im Geist des Schülers gesehen wird:

Dann sieht man sich beim Geschehen um. Die Tätigkeiten bilden eine logische Kette. Das Zeit- oder Tätigkeitswort spielt sowieso eine wichtigste Rolle im Aufsatz. Man wird stets nach dem richtigen Tätigkeitswort suchen. Damit begegnet man dem Uebelstand, dass das Hilfszeitwort „haben“ an Stelle eines richtigen Tätigkeitswortes gesetzt wird. „Der Vater hat einen Hut. Das Haus hat ein Dach. Der Knecht hat eine Last auf dem Rücken. Der Jäger hat einen Hund“ (tragen — besitzen usw.).

Aufgabe: Der Milchmann.

Die Tätigkeit: Was tut der Milchmann?

Er melkt — schüttet — schöpft (man beachte den Unterschied zwischen den zwei letztgenannten Wörtern) und kühlte die Milch. Er schnallt die Milchkessel fest, knallt mit der Peitsche, fährt in die Stadt, hält bei einem Hause an, läutet die Klingel, misst die Milch aus, schreibt die Zahl der Liter ein, rechnet am Ende des Monats ab, erhält das Milchgeld. —

(Erfasst der Schüler diese Tätigkeiten des Milchmannes, so ist er schon befähigt, einen kurzen Aufsatz über den Milchmann zu schreiben.)

Weitere Frage: Wer kann neben dem Milchmann noch tätig sein?

Das Vieh — das Pferd — der Wagen —
der Hund — die Hausglocke — die Hausfrau — die Hausmagd — die Milch (gerinnt, übersiedet).

*Dinge — Sachen — Geräte
des Milchmannes:*

Melkstuhl — Melkeimer — Milchkessel —
Hirtheimd — Tanse — Lederriemen —
Fuhrwerk — Litermass — Milchbüchlein —
Milchgeld.

Die Schüler lieben es, hin und wieder auch die *Redeform* im Aufsatz anzuwenden. Also fragen wir: Was spricht der Milchmann:

„Ruhig, Schäck!“

„Es ist sieben Uhr. Jetzt fahre ich in die Stadt.“

„Hü, Liesi!“

„Guten Tag, Frau Pfister! Heute ist wieder einmal ein schöner Tag. Wieviel Liter brauchen Sie? usw.“

Das Zeitwort ist die Hauptsache.

In Alfred Huggenbergers Gedichten finden wir das *Zeitwort* rassig und vorbildlich angewandt. Aus einer Reihe von Gedichten diese Zeitwörter herauszuheben und für einige mündliche oder schriftliche Uebungen zu verwenden, bringt für den Aufsatzunterricht Gewinn.

Wir zitieren „*Bauernerbé*“.

Ueber die Scholle, an der wir so hängen,
Sind viel liebe Menschen gegangen,
Haben geackert und gesät,
Haben gelbes Korn gemäht.

Satt und gebeugt ist mancher geschritten,
Mancher hat heimlich Sehnsucht gelitten,
Fragende Augen blickten stumm
Nach geahnten Wundern sich um.

Huggenbergers *Kirchturmlied* ist ein Muster, wie einer toten Sache Leben eingehaucht wird.

Als Wächter bin ich hingestellt
Hoch über eine kleine Welt.
Mein Reich, ich überschau' es bald:

Das Dorf, die Felder, den dunklen Wald,
Das stille Gärtlein der Toten.
Ich blick' in enge Gassen hinein;
Die Menschen sind klug, die Menschen sind klein.

Sie merken auf der Stunden Schlag,
Sie füllen mit Sorgen ihren Tag,
Und keiner weiß viel vom andern. usw.

Voll Leben ist auch des gleichen Dichters „*Wenn der Frühling kommt*.“ Da läuten Zwerglein den Frühling ein. Drei Elfen tanzen im Sonnenlicht, lauschen, was der Märzwind spricht. Der Käfermann putzt sich die Brillengläser aus, andere laufen, tollen und überkugeln sich. Die Ameise flickt am Bau; ihre Nachbarn faulenzen; hoch im Apfelbaum sonnt sich ein Fink; Spatzen und Ammern lärmten laut. Der Schmetterling gaukelt hinter drein.

Wie belebt zeichnet Huggenberger die Wiese. Auch in diesem Gedichte beleben die Zeitwörter die Schilderung. Man beachte:

Die reife Wiese ist ein Wald;
Die Hälchen sind die Stämme schlank,
Dazwischen regt sichs mannigfalt:
Die kluge Emse baut und schafft,
Und Käferlein spazieren,
Sie tragen Röckchen bunt und blank.

Sie krabbeln auf die Dolden hoch,
Dann heim, als gält es nie zu ruhn:
- Frau Grille - ei, ihr kennt mich noch? -
Die müsiggänger vor der Tür
Und singt ihr altes Liedchen:
Zirp, zirp! Heut weiss ich nichts zu tun -

Ein Grashalm zittert neben mir,
Ein Mücklein schwingt sich darauf
geschwind
Aus kühlverstecktem Nachtquartier.

Was willst du, grosses Menschenkind?
Du wirst wohl kaum ergründen,
Was jedes von uns summ und sinnt.

Nennen wir noch den „*Pflüger*“, dieses lebhafte, farbige Bild vom Acker. Auch hier vollführt das Zeitwort das Wunder. Man sehe nach!

Und zu guter Letzt noch der Föhn, ein Gedicht, das die Zeitwörter geradezu häuft.

Ein graulich Stöhnen in Grund und Schlucht;
Schwer hängt überm Tal der Berge Wucht.
Die Arven lauschen: Ist er da? . . .
„Vater, wie sind die Berge nah; —
Ich kann sie fassen mit der Hand!“
Löscht aus die Glut, zertritt den Brand!
Schirm Gott unsere armen Hütten.

Nun fällt er herein über Grat und Kamm;
Da wehrt keine Wehr, da dämmt kein

Damm.

Sein Mantel fliegt, sein Atem geht
heiss.

„Vater, wie färbt der See sich weiss!“
Gnad Gott dem verlorenen Schiffersmann,
Der nicht den rettenden Strand gewann!
Der Föhn muss ein Opfer haben.

Die Lauen donnern, der Bergwald
kracht;

Das Heer der verdamten Geister lacht.
Kein Herz so hart, es schmilzt im Gebet;
Hilf Gott! Der jüngste Tag ersteht!

„Vater, was glüht im Tale so rot?“
Ein Glöcklein bettelt durch Graus und
Not —

Sein Schrei geht im Sturm verloren.

Von E. Zahn sei eine Stelle aus Ostern zitiert:

Schon küsst die Sonne weich den Schnee
der Firne.

Schon leuchtet's heiss dort um der Berge
Spitzen;

Schon grünt's am Hang, und in den Lüften
jubelt

Ein frühes Vögelein sein Lenzeslied. —

J. C. Heer beginnt seinen glänzenden Gebirgsroman „Der König der Bernina“ mit einer ausgiebigen und interessanten Verwendung des Zeitwortes. Wir lassen den Abschnitt folgen:

„Ein Adler kreist am blauen Frühhimmel,
schwimmt über den dreizackigen, samtgrünen Talstern des Engadins.

„Pülf — pülf“, dringt sein hungriges Pfeifen aus der Bläue; die Gabel fächerartig

ausgebreitet, steigt er etwas in die Tiefe und späht, dann hebt er sich ungeduldig in die oberen Lüfte, der Sonne entgegen, ja höher als die Bernina, die sanft und doch kühn in das Tal herniederschaut und den ersten Strahl des Taggestirns mit ihrem Silberschild auffängt.

Der Reif funkelt auf den Auen, die den jungen Inn säumen.

Ueberall Licht, reines Licht der Höhe, und die Berge wachsen in seiner schwelenden Flut.

Voll andächtiger Ruhe zieht der Adler seine Runde und röhrt die gespannten Flügel nur dann und wann in zwei oder drei leichten Schlägen. Er überfliegt die weissen Spitzen, er schwebt über den Dörfern Pontresina, St. Moritz, Samaden und über lichtglänzenden Seen. Wenn er in die Tiefe steigt, so spielen seine Schwung- und Ruderfedern in der Sonne, meistens aber hängt er, ein Punkt nur, den das Licht vergoldet, an der Himmelsglocke.“

In Jeremias Gotthelfs Werken drängt sich einem die bildhafte Sprache und die glänzende Ausnutzung der Zeitwörter eigentlich auf. Von einem Bauernhaus sagt er, dass es in einer Gegend fast so etwas sei, was das Herz im Leibe:

„. . . , drein und draus strömt das Blut, trägt Leben und Wärme in alle Glieder . . . Da liest man die Strohhalme zusammen und zählt die Almosen nicht; da findet man die Hände, welche nie lässig sind im Schaffen und im Geben, denen zur Arbeit nie die Kraft aus geht und nie die Gabe für den Bedrängten.“ . . .

Man lese in „Uli, der Knecht“, wie sich Uli, nachdem zwei nichtsnutzige Dienstboten, der Karrer und der Melcher, auf Joggelis Hof — in der Glungge — entlöhnt und entlassen worden waren, wehrt, vor Einbruch des Geitters das dürre Heu unter Dach zu bringen:

„Joggeli zählte beiden den Lohn z'weg. Draussen fing es an zu winden; die Wolken flohen am Himmel; schwarze Wände, der Zukunft einer kummervollen Seele vergleichbar, erhoben sich langsam; die Vögel

suchten die Gebüsche; die Fische sprangen nach Mücken; Windspiele rissen hoch in die Lüfte bald Heu, bald Staub. Draussen hastete Uli, Heu soviel als möglich einzubringen; drinnen zählten hohnlächelnd die beiden ihr Geld und meinten: ob Joggeli nicht auch noch wolle gehn und helfen; es mangelte sich bei dem schönen Heuwetter. Der Wind riss das Heu von den Gabeln; die Mähnen der Pferde flogen im Winde; die Heulader flogen den Walmen nach; die schönen Recherinnen sputeten sich wie flüchtige Rehe, in hochgefüllten Fürtüchern das Zusammengerechte nachtragend. „Häb di!“ scholl es von unten herauf; die mächtigen Rosse jagten im Trabe; die Heraufgeber sprangen nach, warrfen mitten im Laufe Gabeln voll auf den Wagen, die der kundige Lader auf den Knieen mit ausgebreiteten Armen empfing. Schwere Tropfen rauschten; der Wind stiess heftiger, nach dem Bindbaum sprang einer; im Hui war er auf dem Fuder; mit dicken Wellenseilen wurde er niedergeschnürt; flink eilten die Recherinnen um das Fuder, kämmten es glatt. Da jagte das Wetter heran; es glitzerte der Regen; es krachte aus den schwarzen Wolken; Staub stob weit dem Regen voran. Die mächtigen Rosse flogen weit ausgreifend, aber durch Ulis sichere Hand geleitet, der Scheune zu. Mit den Gabeln auf den Achseln rannten die Heuer nach, und mit den Fürtüchern über Achseln oder Kopf formierten den flüchtigen Nachtrab die lustigen Heuerinnen, die unter Lachen und Schäkern sich schüttelten unter sicherem Dache. Da platzte der Regen herab in ungemessenen Strömen; es zuckte die Glut des Blitzes durchs dunkle Tenn; hart klappte es über dem Hause. Aengstlich und andächtig stund das Gesinde im Schopf; es wusste, der Herr rolle nahe über den Häuptern weg. Es dunkelte; man rief zum Essen; schwarz war es noch am Himmel; aber der Regen rauschte sanfter, der Donner rollte fern.“

Ilse Franke-Oehl liefert im „Das gläserne Schwert“ eine höchst eigenartige Schilderung, wie eine Müllersfrau einen Bettler aufnimmt. Man liest dort:

„Sie dreht den Schlüssel im Schloss und öffnet einen Spalt breit. Ein Schauer von Schnee wirbelt ihr eisig ins Gesicht. Der Schein der Lampe fällt auf eine gebückte, zitternde Gestalt. Auf einer hohen, rauen Pelzkappe und einem verwitterten Lodenmantel mit hochgestelltem Kragen tummeln sich dicke Schneeflocken wie Daunenfedern. Ein eisgrauer Bart starrt gefroren und vom dampfenden Atem in tausend Perlen tropfend aus dem gestrickten, kirschroten Strangen.“

Der alte Schlinggi blötscht hinter der Berti die knarrende Stege hinauf, tritt in die heimelige Stube und lässt sich erschöpft auf die Ofenbank fallen. Da hockelter ganz behaglich, schnauft und schnürfelt wie ein Blasbalg vor sich hin, bläst sich in die erstarren, blauroten Hände und tritt von einem Fuss auf den andern. Die Berti sieht ihre blankgescheuerte, sandbestreute Diele nass und kofig werden. Aber die hat darum nicht Kummer. Froh ist sie, dass das alte Mandli ein sicheres Dach über dem Kopf hat, in diesem strubben Wetter.

Sie bringt ihm einen Hafen voll heißer Honigmilch und gut Schnepfli küstiges schwarzes Brot. Da brockt er ein, löffelt, kaut schmatzend und erzählt von seinem Woher und Wohin.“ —

Heinrich Federer schildert in „Jungfer Therese“ den Weg nach Lachweiler in folgender, höchst anschaulicher Weise:

„Schliesslich gefiel es ihm so am besten, in aller Stille zwischen zwei kühlen, mächtigen Forsthalden durchs enge Tal hinauf ins Dorf zu pilgern. Es lief da ein drolliges Strässchen bald durch Sträucher und Riet, bald durch enge, obstreiche Wiesen und nahm es mit seinem Wanderer herzlich ungenau. Jetzt holprig wie ein Holzhacker, jetzt zimperlich wie ein Stadtfräulein! Da hopst es in ein Bachtobel hinunter, drüben klettert es ohne Umweg wie eine Gemse haldan. Aber das ermüdet. Nun steht es doch einen Moment still; weitet und verbreitert sich fast zur Heerestrasse und schlenkert eine grossartige Schleife um den nächsten Hügel. Weiter oben wird es wieder enger und zutraulich, so dass zwei Begegnende sich mit den Aermeln

streifen müssen. Der Ranft wächst in den Weg und braune Waldschnecken kriechen sorglos her und hin. Der Forst hüben und drüben an den Abhängen sieht mit seinen senkrechten, enggestellten, schweren Stämmen einer Armee alter Jahrgänge gleich, in deren Lücken jedoch da und dort ein jüngerer Waffenknirps, dort an die Frontecke sogar ein flatternder, beflaumter, junger Fähnrich getreten ist. Von der schattigen Westseite bringt dieser Wald eine grosse Kühle, von der besonnten Ostseite den Geruch von dürren Nadeln, gesprungenen Rinden und kristallgelbem Harz.

Wie schön war doch dieser Wald! Ganz eigen feierlich blickten seine Tannen drein und ihre Spitzen funkelten wie gleissende Münsterhelme. Die Stämme leuchteten wie rote Basaltpfeiler aus der Dunkelheit hervor. Der Wind orgelte durch die Gewölbe, während aus den grünen Veranden und Emporen abgerissene Töne flogen, von Amseln und Drosseln und Buchfinken genau so, wie vor einem Konzert die Flöten und Geigen ahnungs- voll gestimmt werden.

Ein Handwerker mit der Axt und einmal ein hohes, sonnverbranntes Mädchen gingen vorbei und grüßten den Unbekannten ruhig, mit singendem Tonfall. Wo ein Strahl hinfiel, dampfte die Wiese vom Weihrauch aus tausend Blumenglocken. Grosse weisse und gelbe Falter flogen herum und es surrte und summte von Fliegen und Hummeln über allen Kleeköpfchen. Die Hügelketten hoben sich und gingen gegen eine Passhöhe breit auseinander. Aus jeder Falte der Halden schwatzte und gurgelte es von Quellwasser und auch in den Wiesen tief unter den Halmen sang es wie von einer unterirdischen Musik.

Freilich, der Himmel war nicht ganz blau. Er stach mit einem blendend weissen, dünnen Lichte nieder, und heisse, pulvergraue, müde Wölklein standen langsam im Süden geradeswegs gegen das Gesicht des Wanderers auf. Die Ferne spannsich mehr und mehr in eine unheimlich violette Dämmerung. Sobald der Marsch durch eine Talmulde ging, wo die Zugluft nicht zugreifen konnte, fühlte sich Johannes wie in einer schwülen

Ofenhitze. Die Hummeln summten da zahmer, die Falter flogen mühsamer und das Gras stand totenstill und bebt nur mit dem äussersten Halm ein bisschen, wie in der Vorstellung eines Windes. Da regiert also der Föhn oder ein nahes Gewitter. —

Anmerkung: Man beachte, wie die leblose Natur handelnd hingestellt wird. Es ist keine einförmige, langweilige Aufzählung. Es ist ein Schulbeispiel, wie Weg, Wald, Wiese und Himmel werken und schaffen.

Oder hat man etwas Handgreiflicheres gelesen, als die Einleitung zum 4. Kapitel der schon genannten Erzählung über die Turmzeiger:

„Welch eine langsame Uhr haben die Dörfer hoch oben in ihren müden, grauen Kirchtürmen! Von einer verblichenen Goldziffer zur andern müht sich die Stunde mit grob genagelten Schuhen, schwerem Knie und einer Bürde Hackholz oder Heu auf ihrem gebogenen Bauernrücken. In den Stadthäusern täzeln die Zeiger nur so dahin. Aber hier sind es zwei alte, behäbige, ehrwürdige Arbeiter, und wenn sie im Aufstehen der Sonne ihren Kreis beginnen, so blicken sie sehr ernst auf das grosse, runde, blaue Feld mit seinen zwölf Stationen, und der grosse Zeiger sagt zum kleinen: Fangen wir an, Väterchen, aber nicht zu schnell, nicht zu schnell, es ist ein schweres Stück!“

Eine Probe aus „Toni, der Schwämmeler“ von Jakob Böhmer.

Toni erzählt einem Mädchen folgendes:

„Wenn so ein Regen fällt, wie eben jetzt, daschuftet's und schindet's, heizt's und verdampft's, denkt's, erfindet's im Erdboden, ärger als in Maschinenfabriken, Chemikerwerkstätten und Dichterstuben. Hei, wer das fühlt und miterlebt, den dürstet nach keinen Wundern mehr. Denkt Euch nur, wie die Eierschwämme aus der Erde schiessen, fein, fest und mit runden, gelben Köpflein, allüberall. Aber gleich fällt's dem Erdboden ein: „Das ist mir ein wenig zu plump in der Form,“ und baut zierlich und mit viel Ueberlegung den gelben Korallenpilz. „Aber warum so farblos,“ kritisiert sich der Waldboden allsogleich, braut Farbstoffe zu-

sammen und baut einen mächtigen Schirm; den überzieht er mit glühroter Farbe und schmückt ihn zum Ueberfluss mit weisslichen Flecken: ein Farbenwunder, prangt der Fliegenschwamm im Waldesschatten. „Mit der Freude allein ist's nicht getan,” philosophiert der Waldboden weiter, und gleich entsteigen dem Moos, sammetbraun, schwärzlich, Totentrompeten. „Dummes Zeug, wozu so viel Ernst,” blitzt's dem Waldboden durch das Hirn, und auf spindeldürrem Tanzbein pendelt der Mousseron sein zierliches Glöcklein. „Mit Spiel allein ist die Welt nicht vollkommen”: bräunlich, satt, dick und behäbig stellt sich der Steinpilz an den Weg. — Und so geht das weiter, Mädchen, weiter ins Unendliche!”

Und noch eine letzte Probe „Die Lawine von Gurin“ von Hermann Aellen.

„Der Guriner Sommer ist da. Mit einem einzigen Tausendmeilenschritt kam er aus engem Winterdunkel in breites Sonnenlicht gestiegen. Ueber das Sonnenhorn lacht der Tag jetzt in den Bergwinkel zu Füssen, als wollte er mit einer grossartigen Handbewegung sagen: Seht mich an, Krabbelmenschen ihr, bin ich nicht ein fixer Kerl und überhüpfe ich nicht den Brauseknaben Frühling einfach mit einem so erhabenen Satz, dass ihr seine Windfahnen am Flatterhaar nur noch mit dem hintersten Fetzlein seht, huu, so ist er weggehettet von meinem Sonnenhauch und Lachen.

Leben ist mit einmal im Tal. Ich streichle einmal nur sanft den langen Lawinenfleck an der Bodenalp, risch-rasch rutscht der Schnee

aufgewärmt ins Bachwasser und taucht beschämt unter darin, ein schmählich Besiegter. Fächle ich nur mit einem Lungenhauch über die brandschwarzen Matten, so schiesst andern Tages schon das schönste Grün aus dem kalten Boden, und lächle ich gar süß dazu, so weckt es die holdesten Blumenkindchen zum Leben, vor allem das erstgeborne Prinzesslein unter ihnen, die Soldanelle. Neckisch wiegen sie ihre Köpflein in meinem Wärmehauche und begrüssen mich im duftigen Feiertagskleide feierlich in der Runde, mich, ihren Erwecker . . . O ho, o ho, ihr Guriner, so einer bin ich! Seht ihr meinen Goldwagen über euch, ihr armen schlottigen Wintertröpfe!

O sie sahen den Sommer nicht nur, die Guriner, sie fühlten ihn auch, den ganzen erfrorenen Rücken hinunter. Wenn der saubere Herr nur nicht einen so kurzen Treuebegriff bekundet hätte jeweils. Aber so wussten sie, dass hinter dem Dreimonatssommerlicht schon wieder die düstere Winterwolkenwand aufgerichtet wurde und dass dann die letzten dünnhalmigen Gräslein auf der saftigsten Weide im Schnee erstickten, denn der Winter kam unerbittlich, schob den Goldwagen des Sommers ää; ää: ?? hinter das Sonnenhorn und kroch mit langen, weissen Faltengewändern über das Land, und graue Augen sahen aus einem Leichenbitterantlitz. Da hiess es für die Guriner, sich mit beiden gesunden Armen rühren und dem feindlichen Leben tapfer zu einem Schwinget und Tanz ums runde Geldlein an den Hosenboden fahren.”

St. Gallen.

Josef Bächtiger.

Das Wortbild im Vorstellungskreis des Schülers.

„Führe dem Auge des Kindes stets das richtige Wortbild, d. h. die Folge der Schriftzeichen in einem Worte vor, bis es dasselbe behält und sich daran gewöhnt.”

Gewiss ein einfacher Lehrsatz. Mit wenigen Worten aber viel verlangt. Wir wissen aus Erfahrung, dass Schüler speziell in Mittelklassen, die richtig und deutlich lesen, im Schreiben versagen, trotz der vielen Hilfsmittel wie stilles Lautieren usw. Kaum zu glauben ist hie und da die Beständigkeit, mit der Schüler falsch

schreiben. Das Kind nimmt das Falsche im Worte gar nicht wahr. Die Einprägung des Wortbildes ist viel zu oberflächlich, zu wenig standhaft und sicher. Ist dann der Korrekturstift des Lehrers durchs Schriftfeld gefahren und der Fehler unterstrichen, dann taut's im Schüler auf. Er denkt: Oh, das hätte ich doch sehen sollen, das ist doch grundfalsch!

Das Wortbild spielt tatsächlich eine sehr grosse Rolle, sei es im Lesen oder im Schreiben. Hat der Schüler keine sichern Wort-